Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 21

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637695

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

„Sie können sich entfernen, Mrs. Wilson! Bleiben Sie bitte bei Fräulein Borgholm und geben Sie ihr jede halbe Stunde einige Tropfen von dem Medikament ..."

Die Stewardeß verließ langsam den Raum; man merkte, daß sie es ungern tat. Ich sah dies, und es gab mir zu denken. Erwartete man von mir eine derartig sensationelle Aussage, daß die Stewardeß sich diese nur ungern entgehen lassen wollte?

Der Kapitän forderte mich jetzt erst auf, Platz zu nehmen. Er wies auf einen der Klubsessel. Da er und seine beiden Offiziere hinter dem Tisch Platz genommen hatten und vor dem Ersten einige Bogen weißes Papier lagen, sah das Ganze verdammt nach einem Verhör aus.

Ich verscheuchte das unangenehme Gefühl, indem ich mir sagte, daß der Kapitän als Kommandant des Schiffes nur seine Pflicht tat, wenn er mich vernahm.

Der Ire räusperte sich umständlich. Ich sah es ihm an, daß er sich in der Rolle des Polizeikommissars wenig wohl fühlte. Endlich begann er:

„Herr Weindal, wann haben Sie Herrn Lawrence zum letzten Male gesehen?"

Diese Art des Verhörs behagte mir wenig.

Ruhig sagte ich: „Selbstverständlich werde ich Ihnen alles, was ich weiß, sagen. Aber ich bitte Sie, Herr Kapitän, mir zunächst zu erzählen, unter welchen Umständen Herr Lawrence tot aufgefunden wurde?"

„Hat Ihnen denn der Steward nichts berichtet?"

„Kein Sterbenswort, außer der Tatsache, daß Lawrence getötet wurde."

Der Kapitän schüttelte den Kopf, dann murmelte er: „Ich habe mein Lebtag keinen wortkargeren Menschen als diesen hochnäsigen Steward gesehen ... Bei seinen Herzögen und Fürsten, bei denen er gedient haben will, scheint er die Sprache verloren zu haben; im Grunde genommen verachtet er uns Plebejer ..."

Nach dieser kleinen Abschweifung fuhr der rothaarige Ire ernst fort: „Herr Lawrence wurde vor ungefähr einer Viertelstunde vor der Kabine drei auf dem Boden liegend tot aufgefunden. Der Neger Kobra hat ihn entdeckt."

„Und warum meinen Sie, daß Lawrence getötet wurde und nicht Selbstmord beging?"

Der Kapitän sah mich mit einem merkwürdigen Blick an, ehe er sagte:

„Ist Ihnen ein Grund bekannt, warum Herr Lawrence Selbstmord hätte begehen können ...?

Ich antwortete nicht und der Kapitän fuhr fort: „Der tödliche Schuß ist aus einer gewissen Entfernung abgefeuert worden; um dies festzustellen, braucht man kein Sachverständiger zu sein. Sie sind, wie ich hörte, ein famoser Schütze. Sie werden also wissen, daß ein Schuß, den man sich selbst beibringt, seine charakteristischen Merkmale hat ...! Uebrigens spricht noch ein weiterer Umstand dafür, daß Herr Lawrence von fremder Hand getötet wurde. Die Mordwaffe ist verschwunden!"

„Kann ich den Toten sehen?" fragte ich.

Der Kapitän blickte auf die beiden Herren zu seiner Seite. Der Erste schien ausschließlich damit beschäftigt zu sein, die Feder seines Füllhalters zu reinigen; der Maschinenoffizier machte eine verlegene Miene.

Ich wußte, daß die Offiziere der „Milica" den Millionär, trotz seiner Großzügigkeit in Geldsachen, nicht mochten. Lawrence besaß nicht die Eigenschaften, die einen Mann bei seinen Untergebenen beliebt machen. Er war grob und jähzornig und beim Brigdespiel ein wenig angenehmer Partner. Ich dagegen genoß bei den Schiffsoffizieren, eigentlich ohne mein Zutun, ein gewisses Ansehen.

Der Kapitän erhob sich. „Kommen Sie", sagte er und ging voran.

Der Erste und der Schiffsingenieur machten keine Anstalten, uns zu folgen. Es war das erste Mal, daß ich die Kabine des Schiffseigentümers betrat.

Ich blieb an der Schwelle der hellen und geräumigen Kabine überrascht stehen. Die Einrichtung bestand aus wundervoll zierlichen Rokoko-Möbeln. Ich vermochte mir den großen schweren Mann, der hier gelebt hatte, in dieser niedlichen Rokoko-Umgebung nur schwer vorzustellen. Nur das Bett war geräumig. Unter dem weißen Laken gewahrte ich jetzt die massigen Konturen des toten Millionärs.

Der Kapitän war an der Tür stehengeblieben. Ich schritt an das Bett und schlug das Leinentuch zurück. Ich habe schon vielen Toten ins Gesicht gesehen. Nicht nur im Kriege. Ich habe verunglückte Artisten gesehen und Opfer von Eisenbahnkatastrophen; in Mexiko sah ich erschossene Revolutionäre und in China hingerichtete Banditen.

Aber ich schwöre es, daß mich niemals das Antlitz eines Toten mit einem ähnlichen Grauen erfüllte wie der Anblick des Amerikaners. Obschon ich sein gräßlich verzerrtes, regloses Gesicht nie vergessen werde, unterlasse ich lieber, es zu beschreiben. Es würde mir auch nicht gelingen; nur die Darstellungsgabe eines E. A. Poe vermöchte den furchtbaren Ausdruck dieses toten Antlitzes, das mir Schreck in die Glieder jagte, halbwegs zu veranschaulichen.

Nun verstand ich, warum die beiden Schiffsoffiziere es vorgezogen, in dem Salon zu bleiben und warum der Kapitän mich nur bis zur Tür begleitete.

Ich ließ das Laken fallen und schritt wortlos dem Ausgang zu. „Gräßlich, nicht wahr ...?" sagte leise der Ire.

Ich nickte bloß.

In den Salon zurückgekehrt, klingelte der Kapitän. Fast im gleichen Augenblick erschien der Steward. War der Mann eine seelenlose Maschine? Ich beobachtete ihn genau; ich konnte nicht den geringsten Ausdruck einer Gemütsbewegung in seinem steifen, reglosen Lakaiengesicht entdecken.

„Whisky!" befahl der Kapitän kurz.

Ich hatte bereits früher beobachtet, daß der rothaarige Ire, der selbst dem jüngsten Leichtmatrosen nur freundliche Befehle gab, einen ungewohnt barschen Tonfall annahm, wenn er seine Worte an den Steward richtete. Dies hatte zweifellos den Grund darin, daß er instinktiv die, ich muß schon sagen, aristokratische Verachtung des alten Majordomus empfand. Dabei gestattete sich der Steward niemals eine lässige oder gar respektlose Bemerkung dem Schiffskommandanten gegenüber.

Auch jetzt erwiderte er bloß: „Sehr wohl, Herr!" Aber in seiner gedämpften, ein wenig knarrenden Stimme lag irgendein, nur gefühlsmäßig zu erfassender Hochmut, der auf den Kapitän wie ein rotes Tuch wirken mußte.

Der Steward kehrte mit einer Flasche schottischen Whiskys und vier Gläsern zurück.

Doch nur ich und der Kapitän tranken. Der Ire wischte sich den Mund ab und wandte sich, nun wieder im offiziellen Tone, an mich: „Wollen Sie jetzt meine Frage von vorhin beantworten, Herr Weindal! Wann haben Sie Larwrence zum letzten Male gesehen?"

„Ich werde Ihnen lieber gleich alles erzählen", sagte ich und berichtete den drei aufmerksam horchenden Männern von dem Besuch des Millionärs in meiner Kabine und von unserer erregten Zwiesprache. Den Grund unseres Streites verschwieg ich vorläufig. Kapitän O'Connor versuchte verschiedene Fragen an mich zu richten, doch ich beantwortete sie ausweichend. Schließlich machte der Ire eine gekränkte Miene, und er hob die Sitzung mit den Worten auf: „Ich kann Sie zu einer Antwort nicht zwingen, Herr Weindal! Ich ersuche Sie, sich in Ihre Kabine zu begeben!"

Er sah meinen überraschten Blick und fügte hinzu: „Die wenigen Stunden bis zu unserer Ankunft in Beirut werden Sie sowieso brauchen, um Ihre versäumte Nachtruhe nachzuholen!"

Ich bewunderte seinen Optimismus; dachte er denn wirklich, ich könnte nach dem Geschehenen Schlaf finden ...?

In meiner Kabine angelangt, griff ich in die Tasche des mir viel zu großen Hausmantels. Ich hielt das kleine Batisttuch mit dem gestickten „M“ lange in der Hand.

Es waren schlimme Gedanken, die mich überfielen wie ein Rudel Wölfe den einsamen Wanderer. Nur um den quälenden Gedanken zu entfliehen, streckte ich mich auf das Bett aus und schloß die Augen.

Doch im Finstern sah ich mit erschreckender Deutlichkeit das mich verfolgende Bild: Milica stand vor dem Schreibtisch und griff nach der Waffe. —

Warum mußte sie bloß das Taschentuch verlieren, um mich so ungewollt zum Mitwisser zu machen?! Welche furchtbare Tragödie hatte sich, während ich tief und friedlich schlief, vom Getöse der schwer rollenden See übertönt, in meiner nächsten Nähe abgespielt...?

Ich hatte nur den einen Wunsch: es zu erfahren! Ich selbst würde schweigen; schweigen auf die Gefahr hin, daß der Verdacht auf mich fiele. Ich war unschuldig am Tode des Millionärs und einem Unschuldigen konnte man nichts anhaben. Hätte ich mich bloß in die Geschichte der geraubten Juwelen des Maharadschas nie eingelassen... Aber zum Bereuen war es jetzt zu spät.

Ein Gedanke durchzuckte mich plötzlich. Ich sprang auf und drehte sämtliche Leuchter an. Bei den Wänden begann ich, dann kamen die Möbel und Einrichtungsgegenstände der Kabine an die Reihe; schließlich kroch ich auf allen Vieren umher.

Ohne Ergebnis. Fast ein Stunde hatte mein Suchen gewährt, ohne daß es mir gelungen war, die Spur der Kugel zu finden, die aus der Pistole, als sie zu Boden gefallen war, sich gelöst hatte.

Ermüdet gab ich das zwecklose Suchen auf. Bei Tageslicht würde man die Stelle des Einschusses schon entdecken.

Ich löschte das Licht, durch die blauseidenen Verhänge der Bullaugen drang ein fahles Tageslicht herein. Ich begann, in meiner Kabine auf und ab zu gehen. Von Steuerbord nach Backbord; vom Backbord nach Steuerbord. Zehnmal, hundertmal, tausendmal.

Ich blieb stehen und horchte. Vom dicken Läufer gedämpft, doch immerhin vernehmbar, drang das Geräusch auf- und abgehender Schritte an meine Ohren. Mit einem Satz befand ich mich an der Tür und öffnete sie. Obschon bei meinem Anblick die Gestalt sich rasch zurückzog, konnte ich sie noch erblicken. Man hatte einen Matrosen als Wache vor meine Tür gestellt.

Fortsetzung auf Seite 497.

Fränkische Wanderschaft

Text und Bilder von Luz Lenzin

Wenn Ludwig Thoma, der Kernaltbayer und Ignatius Taschner, der geborene Franke, beisammen saßen, erzählte Taschner des öftern von dem damals noch unentdeckten schönen Frankenland. Und Taschner konnte erzählen und schildern.

Der Kehrreim, mit dem er seinen Sang beschloß, lautete dann immer „Um alles richtig kennen zu lernen, müssen wir einmal, wie echte Handwerksburschen, den Main hinunterwalzen — von Bamberg bis nach Aschaffenburg. Ein echter Taschnerscher Einfall. Ja, die Beiden, — Thoma und Taschner, hätten im Frankenland etwas gesehen, — schade nur, daß aus dieser Reise nichts geworden ist. Doch aus diesem Gespräche der beiden Freunde habe ich die Nutzanwendung gezogen: „Kommst du einmal nach Franken, dann mach' die Augen auf!“

Und ich habe sie aufgemacht. Groß und weit! Und mir schien, als ob ich das Jugendmärchen verlockend vor mir sah, Sehnsucht weckend, Ruhe und Frieden gebend. Und das besonders durch die vielen reizvollen Bilder mittelalterlicher Kultur, die ich in einer ganzen Reihe von Städtchen entdeckte. Wenn Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen, Aschaffenburg uns die alten, freien Reichsstädte repräsentieren, deren kraftvolles Bürgertum es verstanden hatte, in schweren Kämpfen seine volle Freiheit zu behaupten, so liegen, besonders in der Mainebene, eine Reihe von kleinen Landstädtchen, die uns mit diesen Frankenstädtchen ein getreues Abbild dieser glanzvollen, mittelalterlichen Zeit geben.

Da ist vor allem das trutzige Rothenburg ob der Tauber, das Städtchen, das während des dreißigjährigen Krieges gar viel erlebt und gesehen hat und dann vor Mattigkeit in einen gar tiefen Schlaf fiel. Und als die Stadt aus dem langen Schlaf erwacht war, sahen die Bürger, daß ihnen die Schwesternstädte Nürnberg und Würzburg weit voran gekommen waren. Die waren über Tor und Graben hinausgewachsen, waren groß und reich geworden. Da wollten die Rothenburger auch nicht zurückstehen und wollten auch über Tor und Graben hinauswachsen. Aber es fehlte ihnen an Geld, um die Mauern abzubrechen und den Graben einzufüllen. Darüber waren sie sehr traurig. Aber da fügte es sich, daß im wonnigen Maien ein Maler mit klugen klaren Augen durch das blühende Taubertal gen Rothenburg pilgerte. Und da er die Stadt über dem tiefen Talgrund liegen sah und die Menge und Mannigfaltigkeit der Tore und Türme erschaute, da geriet er in helles Entzücken und eilends stieg er hinauf in die Stadt. Da wanderte er trunkenen Blickes durch die Straßen und Gassen und konnte nicht müde werden vom Schauen. Und da die Leute meinten, der Maler wäre von Sinnen, führten sie ihn vor den Rat der Stadt. Aber der Rat sah, daß der Maler kluge, klare Augen habe, und ließ ihn gewähren. Und der Maler fing an zu malen, was ihm an der Stadt gefiel, die Tore und Türme, die hochgiebeligen Häuser und reichen Höfe, die alten Schenken und verträumten Winkel. — Die Bilder aber wanderten in die Welt hinaus und erregten überall Staunen und Bewunderung. So wurde Rothenburg berühmt im weiten Umkreis, und bald kamen die Fremden aus allen Teilen der Erde, um Rothenburg und die andern verträumten Frankenstädtchen zu sehen. Jetzt erst erkannten die Bürger, daß der lange Schlaf der Stadt gar zuträglich gewesen sei und daß sie viel reicher seien als ihre Nachbarn, weil niemand solche Schatzkästlein besitze wie sie.

In all den vielen Städtchen, — überall dieselbe altfränkische Stimmung, — wohin man sich auch wenden mag; all jene originellen Wasserspeier, die so trotzig in die Gasse ragen, die vorspringenden, unten abgerundeten Eckhäuser, die Heiligenbilder an den Häusern, die eigenartigen, altarähnlichen Bäckerladen, alte Inschriften auf Fachwerkhäusern, uralte Kapellchen und mauerumfriedete Höfe mit gewaltigen steinernen Toren und darüber die Türme der Kirchen, die das Stadtbild beherrschen.

Und ich könnte erzählen von den alten Gäßchen und Gassen, aber... es ist nie das Erleben. Und gleichsam in der Luft schon liegt ein Hauch halb trotzigen, halb kleinlichen Ackerbürgertums, stolz auf das Erbe der Väter und stolz auf die eigene Scholle, die in schwerer Arbeit genügsamen Menschen ihren Lebensunterhalt gibt, ein Hauch von weinfröhlichem Frohsinn, von Glück und Selbstzufriedenheit, der gut paßt zu vielen humorvollen und doch wieder trutzigen Bauten.

Wo immer man hinblickt — es ist ganz Mittelalter, was sich uns durch Franken zeigt. Mauerüberreste, halbzerfallene Wehrtürme, größere Ecktürme und hausähnliche, wirkungsvolle Stadttore und darüber eng zusammengedrängt die Giebel der Städte, aus denen manch beachtenswerter Treppengiebel hervorschaut. So urecht alles, und in den engen Grenzen ein prächtiges Spiegelbild vergangener Jahrhunderte. Ja, Vieles ist so packend in Farbe und Linienführung, so unberührt von unserer hastenden Zeit, daß man glaubt, eine alte Merianische Zeichnung zu betrachten. Und all diese köstlichen Bilder altfränkischer Kleinkunst lösen in uns mit breitem Behagen Stimmungen aus, wie wir sie selten genießen.

Dieser Bauinstinkt muß den breiten Massen, dem gesamten Volke eigen gewesen sein, denn löbliche Baupolizeivorschriften nach unsern heutigen Mustern gab es sicherlich damals nicht. Hier in diesen Städtchen, heißen sie nun Ochsenfurt, Marktbreit, Iphofen, Kitzingen, Ansbach oder Mergentheim, — überall fügt sich eins so in das andere, dieses tritt hervor, jenes wird gemildert, und es entsteht so ein köstliches Ganzes, das als ein

Prunk moderner Möbel aufweist, wohl aber, wie sich das für einen rechten Dichtersmann und Schöngeist geziemt, wandhohe Regale, voll gestopft mit Büchern und Schriften aus allen Zeiten und Ländern.

So klein also meine Welt ist, so lebe ich in ihr doch immer und unzertrennlich mit vielen Freunden zusammen. Ja, und die liebsten von ihnen habe ich mir gleich mit in mein Arbeitszimmer genommen, damit ich sie stets um mich habe und ihr Geist mit tausend Strahlen um mich und in mir ist. Das sind also die Dichter, die ich in einem halben Menschenalter lieb gewann und deren Werke nun an der schrägen Wand unter dem Dach in dem schlichten Regal stehen, das mir schon in der Schulzeit diente und beim Studieren auf die Prüfungen zur Seite stand. Damals wurde auch bereits der Grundstock zu der Bücherei gelegt mit Hölderlin und Hauff, Goethe, Schiller und Uhland. Allgemach kamen Mörike und Eichendorff, Lenau und Heine, Storm, Rabe, Jean Paul hinzu und alsbald der erste „Lebende": Hermann Hesse.

Eine stattliche Anzahl Schweizer Dichter befindet sich in meinem „Regal der Auserwählten": von Conr. Ferd. Meyer und Gottfried Keller an bis zu Spitteler, Heinrich Federer, Jeremias Gotthelf, Ernst Zahn, Gustav Renker, Hermann Aellen.

Eine besondere Freundschaft begleitet mich zu den Büchern Hermann Aellens auf meinen Lebensweg. Durch einige Gedichte und dann durch die Bücher: „Hauptmann Heizmann", „Die zu Luggarus" und „Die Lawine zu Gurin" wurde ich vor Jahrzehnten auf ihn aufmerksam. Seine herbe, kernige und dabei edle, kurz, wie ich heute wohl sagen kann: im besten Sinne schweizerische Art gefiel mir ungemein. Mich verlangte nach mehr von ihm, und ich erstaunte über die Fülle seines dichterischen Vielfältigkeit.

Hermann Aellen hat sich heute, in der zähen zielbewußten Arbeit eines zur schönen Reife gewachsenen Lebens den Platz im schweizerischen und auch im deutschen Schrifttum erkämpft, den er verdient. Sein Name als Heimatdichter wird allzeit lebendig bleiben und in der deutschen Literatur mit Achtung genannt werden. Dabei ist er kein Heimatdichter im engen Sinne. Sein Blick geht über die Grenzen seines Landes hinaus und umfaßt auch die Heimat der andern, bringt sie in Beziehung zu dem großen Kulturkreis und den geistigen Raum, der die Völker umschließt. So wächst aus seiner Heimatliebe, die ein tiefes soziales Empfinden bedingt, sein starkes, liebendes Weltgefühl heraus. Der Dichter ist aus jenem Stoff gemacht, aus dem sein „Trutzprophet" (Biogr. Roman Ferd. Hodlers) geschaffen wurde: beide künstlerische Erscheinungen stark männlicher Prägung, die eine ethische, volkserzieherische Aufgabe zu erfüllen haben.

So sehe ich sie vom Schreibtisch aus vor mir, seine Bücher, meine Freunde, in Reih und Glied wie Soldaten. Soldaten im Kampf für Kultur und die Ewigkeitswerte der Menschheit. Da sind die volkstümlichen Heimatbücher, außer den schon genannten die neuesten „Heimatsucher", „Annemarie will in die Welt", „Aufbruch im Schlatt". Ferner die von der üppigen Sonne des Südens überstrahlten Tessiner Geschichten. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, die hier gestaltet werden, keine Typen nach dem üblichen Schema.

Aus der Fülle und der lebendigen Bewegtheit seines Innern schafft der Dichter immer neue Gestalten, formt er immer neue Dichtungen aus allen Bezirken menschlicher Entfaltung. So entsteht der heroische Baschy Rusch in einem „Söldnerspiel" aus der eidgenössischen Geschichte, so entsteht im „Höhenflug" das Schicksal eines Fliegers, so entstehen vor allem die ewigen „Biblischen Gestalten". In ihnen findet seine Seele Verwandtsein und den Adel der Ursprünglichkeit.

Aus denselben Herzenstiefen wurde die Weisheit des kleinen Bändchens geboren, das den Titel „Bekenntnisse eines Lebendigen" trägt. Es sind Bekenntnisse zum Leben.

Der Dichter und Mensch Hermann Aellen fühlte die Berufung in sich, für gleichstrebende Zeitgenossen etwas zu tun, und es gelang ihm in unermüdlicher Arbeit, ihnen im sichtbaren Ausmaße nützlich zu sein. So gründete er den Schweizerischen Schriftstellerverein, zu einer Zeit, da die elementarsten Lebensmöglichkeiten und Lebensrechte der Schriftsteller und geistigen Arbeiter noch sehr im Argen lagen. Diese Vereinigung wird der hingebungsvollen Arbeit ihres ersten Präsidenten immer gedenken müssen. Als verdienstvolles Werk ist auch anzusprechen, daß er das „Schweizer Schriftsteller-Lexikon" und das „Schweizer Zeitgenossen-Lexikon" herausgegeben.

Verantwortungsgefühl und Ehrfurcht vor dem Werk anderer bezeugen auch Aellens „Würdigungen", die er den großen Schweizer Dichtern Heinrich Federer, Johannes Jegerlehner und seinem unglücklichen Landsmann aus dem Saanenland J. J. Romang widmete. In ihnen findet er Geistesverwandtschaft und Streben in gleicher Gesinnung. Ihre Persönlichkeiten und Werke sind ihm Vorbild; auf ihrem Weg weiterzuschreiten ist ihm höchste Pflicht und Erfüllung seiner eigenen dichterischen Sendung.

In tiefem Sinnen und guten Gedanken betrachte ich die Bücher Aellens, überblicke sein Leben und sein Werk in froher Zuversicht, daß dieser kräftige, gutgewachsene Baum noch schöne Früchte tragen wird. Und danach forme ich an den Dichter diese paar huldigenden Zeilen, die nichts sein wollen als Dank und Bekenntnis zu ihm. Wenn es mir damit gelungen sein sollte, den einen oder anderen Bücherfreund, der Hermann Aellen noch nicht kennt, für den Dichter zu gewinnen, so wäre das gut und erfreulich.

*

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

15. Kapitel.

Später bin ich in einem der tiefen Ledersessel doch noch eingeschlummert.

Als ich aufschreckte, schien die Sonne in meine Kabine. Es war ein Viertel nach sieben, und an der ruhigen Fahrt der Yacht merkte ich, daß der stürmische Wind der Nacht sich gelegt hatte.

Ich stellte mich unter die eiskalte Dusche und begann mich dann eilig anzukleiden.

Grade als ich damit fertig war, erschien der Steward und fragte, ob ich zu frühstücken wünschte. Ich verlangte nur heißen Kaffee, den ich stehend trank.

Ich verließ die Kabine. Der Posten vor meiner Tür war verschwunden. Anscheinend fand man es bei hellichtem Tage nicht mehr notwendig, mich zu bewachen.

Als ich an Deck kam, erblickte ich die syrische Küste. Der Kapitän befand sich auf der Brücke; als er mich gewahrte, wandte er sich wie zufällig ab. Mit meinem Glase konnte ich jetzt den Hafen von Beirut in allen Einzelheiten erkennen. Die Yacht „Milica" hatte das Mittelländische Meer in einer Rekordzeit durchquert. Der Herzog von Salisbury aber konnte die verlorene Wette nur noch an die Erben des Millionärs bezahlen.

Ehe noch der Lotse an Bord kam, legte ein schlankes, schnelles Motorboot längsseits der Yacht an. Die Insassen des Polizeibootes enterten die „Milica" und wurden vom Kapitän empfangen. Gleich danach verschwanden sie im Innern des Schiffes. Ungeduldig erwartete ich den Augenblick, da man mich rufen würde. Doch es verging eine Viertelstunde, ehe er eintrat.

Die vier Polizeibeamten und der Kapitän befanden sich im Salon. Der noch junge französische Kommissar macht einen sehr intelligenten Eindruck.

„Sie sind Herr Weindal", empfing er mich und fuhr gleich darauf fort: „Erzählen Sie uns bitte, wie Sie auf das Schiff kamen und seit wann Sie Herrn Lawrence kannten..."

„Ich wurde in Monte Carlo von Fräulein Milica, die ich flüchtig kannte, zu einer Cocktail-Partie eingeladen. Ohne es zu wollen, bin ich auf dem Schiff geblieben, als dieses kurz danach in See stach..."

„Sie haben im Laufe der Fahrt mit Herrn Lawrence Streit gehabt. Was war der Grund Ihrer Unstimmigkeit??"

Ich war entschlossen, den Behörden nichts zu verschweigen, soweit ich dies tun konnte, ohne Milica dabei zu belasten. „Herr Lawrence war der Meinung, daß ich ein zuweit gehendes Interesse gegenüber seiner Nichte aufbrachte", sagte ich.

„Sagen Sie, Herr Weindal, welchen Grund konnte Herr Lawrence haben, dieses Mißfallen über Ihren... Flirt mit Fräulein Borgholm zu äußern?"

„Ich verstehe nicht Ihre Frage..."

um die Zukunft seiner Nichte besorgt war oder hielten Sie seine Verstimmung für etwas anderes?"

„Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Mir genügte, zu wissen, daß Herr Lawrence es ungern sah, daß ich mich mit seiner Nichte beschäftigte..."

Ich war ganz genau darüber im klaren, worauf der Kommissar hinauswollte. Wußte ich, daß Lawrence Milica liebte, so mußte ich für den aussichtsreicheren Rivalen Gefühle des Hasses empfinden. Eifersucht als Motiv würde die Tat ohne weiteres erklären.

„War es Ihnen bekannt, Monsieur, daß Herr Lawrence nur weitläufig mit Fräulein Borgholm verwandt war?"

„Lawrence hat es einmal erwähnt."

„Legten Sie diesem Umstand eine besondere Bedeutung zu?"

„Eigentlich nicht. Ich glaubte, Lawrence erwähnte dies bloß, um mich wissen zu lassen, daß Fräulein Borgholm unter normalen Umständen nach seinem Tode nichts zu erwarten hätte."

„Wann sprachen Sie zum letztenmal mit Herrn Lawrence?"

„Gestern Abend gegen elf Uhr. Ich habe es dem Kapitän bereits berichtet."

„Ich weiß. Aber ich möchte aus Ihrem eigenen Munde den Verlauf der Unterredung hören."

„Lawrence suchte mich in meiner Kabine auf. Er war sehr erregt und zweifellos betrunken. Er machte mir Vorwürfe."

„Waren seine Vorwürfe berechtigt?" fragte der Kommissar.

Ich überlegte nicht lange.

Ich durfte Milicas Besuch in meiner Kabine nicht verschweigen. Wenn kein anderer, zumindest der Neger Kobra wußte von diesem Besuch. Ich sagte: „Die Vorwürfe waren nur scheinbar berechtigt. Fräulein Borgholm hat mich nach dem Diner aufgesucht. Sie kam zu mir, um sich für mein Verhalten bei einem vorangegangenen Streit mit ihrem Onkel zu bedanken. Ich habe dabei Lawrence geschont, obschon er mich mit Schimpfworten überhäufte..."

„Was geschah, nachdem Herr Lawrence Ihre Kabine betreten hatte?"

„Wie gesagt, er machte mir Vorwürfe. Ehe ich mich versah hielt er eine Pistole in der Hand. Um einem Unglück vorzubeugen, entwand ich ihm die Pistole. Sie fiel zu Boden und entlud sich dabei."

Hier beendete ich meinen Bericht, denn ich wollte, daß nun der Kommissar seine Fragen stellte.

Gegen jedes Erwarten schwieg der Franzose.

Ich wußte nicht, daß dies eine Taktik war. Wie der Angler den Fisch, ehe er die Schnur aus dem Wasser reißt, ließ er mich ein wenig zappeln. Dann fragte er leichthin: „Mit einem Worte: Lawrence wurde durch den zufällig losgegangenen Schuß getötet...?"

Das war zweifellos eine Suggestivfrage. Ich bewahrte meine Ruhe. Ganz unerwartet kam ja die, vorläufig gemilderte, Anschuldigung nicht.

„Herr Lawrence hat meine Kabine lebend und unverletzt verlassen", sagte ich, ohne meine Stimme zu heben.

Ein Franzose ist der geborene Skeptiker; sollte da gerade ein Kriminalkommissar eine Ausnahme machen?

„Merkwürdig, daß niemand mehr von dem Augenblick an, da Herr Lawrence Ihre Kabine betreten hat, ihn lebend gesehen hat."

Ich hob die Schultern und ließ sie wieder fallen.

„Und dann", fuhr der Kommissar fort, „jetzt geben Sie zu, daß in der Kabine ein Schuß fiel. Gestern als die Leute durch die Detonation aufmerksam geworden, zu Ihrer Kabine eilten, erklärten Sie, die Leute, die den Schuß hörten, hätten geträumt! Sie weigerten sich, die Kabinentür zu öffnen!"

„Ich habe dem Kapitän bereits erklärt, warum ich die Tür nicht öffnete. Herr Lawrence befand sich in einem Zustand, der es mir ratsamer erscheinen ließ, ihn den Blicken der vor meiner Tür versammelten Leute nicht auszusetzen..."

Fortsetzung folgt.

Die Schwalbe

Mit lauer Luft und Wolkennauen
Flog eine schlanke Schwalbe her.
Ein kleines Pünktlein bloß im Blauen,
So kam sie übers weite Meer.

Auch manchen Sturm auf ihrer Reise
Bezwang der Schwalbe Wandergang.
Ob der sich als ihr Glück erweise,
Um das schlug ihr das Herz nicht bang.

Und nun: Ihr heimlich Nest zu mauern,
Ist alles, was sie noch begehrt,
Im Winkel, frei von Regenschauern,
Dem Lärm der Straße abgekehrt.

Ein winzig Ziel nach solchem Fluge!
Ach, daß er doch so klein verstob,
Wie hoch einmal im Wanderzuge
Die Schwalbe sich gen Himmel hob.

Darf doch vielleicht als Bestes gelten,
Daß man sich eine Heimstatt baut,
Ob weit auch draußen über Welten
Und groß ein lichter Himmel blaut?

Walter Dietiker.

Weltwochenschau

Auslandgänger und Inlandsorgen

Zum Fest des neuen „Impero" ließ es sich der Genfer Fascistenführer Oltramare nicht nehmen, beim Duce um einen persönlichen Empfang nachzusuchen. Er durfte sich auch demonstrativ empfangen lassen und nachher zu Hause in eigenen Verlautbarungen damit brüsten, eine italienische Regierungszusage erhalten zu haben, wonach Genf von den Flugzeugen der Linie Paris-Turin angelaufen werden solle. Darob nun Mißbehagen und Krach in Genf. Das Mißbehagen herrscht im sogenannten bürgerlichen Block, den Krach macht die Partei des Mr. Nicole, der bekanntlich vor einem Jahr wegen Auslandgängerei schwer angegriffen worden und nicht zuletzt wegen Sympathisierens mit der französischen „Volksfront" und eigenmächtiger Versuche, die Zonensorgen unter Umgehung des Bundesrates neu zu studieren und zu regeln, so schwer geschlagen wurde. Heißt das, es waren gerade diese Sünden gegen ihn ausgebeutet worden.

Nun wird demnächst in Genf über das Kommunistenverbot abgestimmt werden; das Referendum ist zustandegekommen, und die Linke will sich nicht, wie in Neuenburg, desinteressieren. Der Hauptvorwurf, den man gegen die Kommunisten erhebt, ist ihre Auslandgängerei, ihre Zugehörigkeit zur III. Internationale, die bekanntlich bindende Direktiven für die Aktion aller angeschlossenen Gruppen gibt. Nicole schleudert nun diesen Vorwurf gegen Oltramare zurück. Der Urheber des Kommunistengesetzes soll vor aller Welt als mindestens ebensoschuldig wie die Jünger Moskaus entlarvt werden. Wenn schon die Einordnung in internationale Organisationen ein Grund zum Verbot einer Partei sein soll, dann konsequent. Und auch dann, wenn es keine „fascistische Internationale" mit geschriebenen Statuten, beschworenem Programm und Gehorsamsverpflichtung gebe.

Trotzdem die Argumente Nicoles die verwerfenden Stimmen vermehren werden, nimmt man an, daß in Genf das Anti-Kommunisten-Gesetz angenommen wird. In unsern sämtlichen welschen Republiken hat sich nun einmal, und zwar vor allem dank dem Extremismus Nicoles, eine Welle der Verneinung allem gegenüber, was von links kommt, erhoben, und sie wird nicht so bald abebben.